

HORST KLEINERT

# Caporetto

DAS HEMINGWAY-KOMPLOTT

ROMAN

**THURM**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in  
der Deutschen Nationalbibliografie. Detaillierte bibliografische  
Daten sind unter *<http://dnb.ddb.de>* abrufbar.

© 2020 Thurm-Verlag Dr. Uwe Manschwetus  
Am Dorfplatz 34, 21335 Lüneburg  
[www.thurm-verlag.de](http://www.thurm-verlag.de)

Coverbild: Jupp Wiertz, Berlin bei Nacht (ca. 1930),  
Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg, Public Domain

Print ISBN 978-3-945216-32-3  
E-Book ISBN 978-3-945216-31-6

*Deutschland, achtzehn Monate vor der Machtergreifung:  
Arbeitslosigkeit und Elend haben nie da gewesene Dimensionen  
erreicht. Die Feinde der Weimarer Demokratie wittern Morgenluft  
und schrecken selbst vor Mord nicht zurück.*

## ERSTER TEIL

*August bis September 1931*

Ich brauchte ein paar Minuten, bis es mir gelang, mich auf der Matratze in eine Sitzposition zu bringen. Mein ganzer Körper schmerzte, und in meinem Schädel hämmerte es wie in einer Eisenschmiede. An meinem Hinterkopf ertastete ich eine mächtige Beule. Mit halb geöffneten Augen sah ich mich langsam um.

Mein Blick fiel auf vier graue Betonwände, eine Eisentür und ein vergittertes Oberlicht, durch das fahles Tageslicht drang. In einer Ecke befanden sich ein paar Kisten und Koffer, daneben ein zerbeultes Fahrrad und ein alter Eimer.

Ich war in einem Keller, wie es ihn in fast allen alten Häusern gibt. Wie war ich hierhergekommen und warum? Ich wankte zur Tür. Verschluss. Mein Klopfen und Rufen schien keiner zu hören, draußen blieb es still. Erschöpft sank ich zurück auf die Matratze.

Keine Ahnung, wie viel Zeit ich hier verbracht hatte. Stunden? Tage? Neben dem Bett stand auf einem Hocker eine Wasserflasche. Ich merkte, dass ich höllischen Durst hatte, und trank fast die ganze Flasche leer.

Langsam kam die Erinnerung zurück. Alles hatte am 13. August begonnen. Das Datum wusste ich so genau, weil ich an dem Tag glaubte, einer großen Story auf der Spur zu

sein. Mein Chef, Martin Ronneberg, Herausgeber der *Berliner Stimme*, hatte mich in sein Büro rufen lassen:

„Frank, der Chef möchte dich sprechen, Ronneberg wartet.“ Die Stimme meiner Kollegin Hella aus der Kulturredaktion riss mich aus meinen Träumereien.

Hella von Hagen, verantwortlich fürs Feuilleton der Berliner Stimme, war meine Lehrmeisterin gewesen, als ich vor einem Jahr bei der Zeitung angefangen hatte. Hella hatte mir gezeigt, was eine interessante Meldung ist: *Hund beißt Mann* ist keine, wohl aber *Mann beißt Hund* – eine Lektion, die jeder Reporter als Erstes lernt.

Vom Zeitungsgeschäft verstand ich damals so gut wie nichts. Zuvor hatte ich mein Geld als Englischlehrer und als Werbetexter in einer kleinen Reklameagentur verdient. Trotz meiner Werbelyrik („Erfolgreich sein – mit Pomade von Kathrein“) überstand die Agentur die 1929 nach dem Kurssturz an der New Yorker Börse beginnende Wirtschaftskrise nicht. Von heute auf morgen hatte mich mein Chef auf die Straße gesetzt. Dass ich wenig später bei der Berliner Stimme anfangen durfte, hatte ich Hella von Hagen und ihrer Fürsprache bei Martin Ronneberg zu verdanken, dem Herausgeber und Chefredakteur des Blattes. Hella war eine alte Freundin meiner Eltern und kannte mich von klein auf. Als kleiner Junge hatte ich den Erzählungen ihres verstorbenen Ehemanns, des kaiserlichen Leutnants a. D. Georg von Hagen, über seine Abenteuer im ehemaligen Deutsch-Ostafrika immer atemlos gelauscht. Später fragte ich mich, ob er mir nicht so manchen Bären aufgebunden hatte. Onkel Georg, wie ich ihn nannte, redete gern und viel.

Mir fiel es schwer, mich von meinen Gedanken loszureißen. Vor einer Woche war die *Graf Zeppelin* von ihrer abenteuerlichen Arktisfahrt in das unerforschte nördliche Polarmeer zurückgekehrt. Wie gern hätte ich darüber berichtet.

Vielleicht unter der Überschrift *Im Luftschiff über das ewige Eis. Ein Expeditionsbericht von Frank Hartung*. Nun ja, stattdessen verfasste ich als junger Lokalreporter Meldungen wie *Opernsänger an Hühnerknochen erstickt* und *Auto rammt Pferdefuhrwerk. Drei Verletzte. Pferd wohlauf*.

„Frank, hör auf zu träumen“, ermahnte mich Hella noch einmal.

Ich erhob mich und ging langsam durch den Mittelgang unserer Redaktion, vorbei an den Schreibtischen rechts und links vom Gang, zum Büro von Ronneberg. Meine Kollegen schrieben auf ihren klappernden Schreibmaschinen, unterhielten sich oder telefonierten.

„Na, Frank, gibt's eine Gehaltserhöhung?“, rief mir mein Kollege vom Nachbartisch hinterher.

Dieser Witzbold. Wahrscheinlicher war, dass ich, als einer der zuletzt eingestellten Mitarbeiter, von Ronneberg die Kündigung bekommen würde. Der wirtschaftliche Niedergang machte auch vor unserer Zeitung nicht halt; die Auflage und die Umsätze aus dem Verkauf von Werbeanzeigen sanken von Woche zu Woche.

Vor dem Chefbüro atmete ich noch einmal tief durch, bevor ich die Glastür öffnete. Ronneberg beschäftigte sich an seinem Schreibtisch mit irgendwelchen Papieren und blickte kurz auf.

„Kommen Sie, Frank, kommen Sie.“ Ich trat näher, bis mir der Gestank seines unvermeidlichen Stumpens in die Nase drang. Ronneberg paffte kleine Rauchwolken und sah mich durch seine Hornbrille mit den dicken Gläsern an. Es war heiß im Raum. Auf seiner Glatze glänzten kleine Schweißperlen.

Ronneberg hatte mich zum ersten Mal mit meinem Vornamen angeredet. Das könnte ein gutes Zeichen sein, dachte ich. Meine Befürchtungen waren wohl grundlos.

„Setzen Sie sich, Frank, ich möchte Ihnen eine Chance geben. Ich habe hier eine Geschichte, die etwas für Sie sein könnte.“

Erwartungsvoll nahm ich vor seinem Schreibtisch Platz. Ronneberg begann, mich über einen ungeklärten Kriminalfall zu informieren:

Zwei Morde würden seit einer Woche die Polizei beschäftigen. Beide Opfer, polizeilich bekannte Kleinganoven, seien in Neukölln getötet worden. Und zwar durch Schüsse in den Hinterkopf aus derselben Pistole, wie die ballistische Untersuchung gezeigt habe. Die Morde seien vermutlich der organisierten Kriminalität zuzurechnen. Bei einem Opfer habe man eine größere Menge Heroin gefunden. Möglicherweise sei es die Tat einer konkurrierenden Bande gewesen. Die Ermittlungen würden in diese Richtung laufen, seien aber bisher ohne Ergebnis geblieben.

Das waren die Fakten aus dem Polizeibericht, den Ronneberg vor sich liegen hatte. Er kam jetzt zur Sache:

„Heute Nachmittag findet zu dem Fall im Polizeipräsidium eine Pressekonferenz statt. Gehen Sie dorthin und quetschen Sie die Herrschaften richtig aus, Frank. Zeigen Sie mir, dass Sie ein verdammt guter Spürhund sind und Fantasie haben. Unser Blatt muss viel reißerischer werden, wenn wir überleben wollen.“

Ronneberg gab mir schon mal die Richtung vor:

„Vielleicht bringen sich die Herren Ganoven jetzt gegenseitig um. Schreiben Sie für unsere morgige Ausgabe einen Bericht, der unsere Leser aufrüttelt. Beeilen Sie sich, die Pressekonferenz beginnt in einer Viertelstunde. Nehmen Sie unsere Zündapp.“

Ob das wirklich die große Story werden würde, die sich Ronneberg vorstellte? Morde im Milieu der organisierten Kriminalität waren in diesen turbulenten Zeiten in Berlin

nichts Ungewöhnliches; kein Mensch regte sich darüber noch auf. Ich musste zusehen, mehr aus dem Fall zu machen. Ich schnappte mir meine Tasche von meinem Schreibtisch und eilte dann in den Hof.

Mit der Maschine brauchte ich von unserem Verlag in der Kreuzberger Kochstraße zum Präsidium am Alexanderplatz keine zehn Minuten. Punkt zwei Uhr befand ich mich mit einer Handvoll weiterer Pressekollegen im Konferenzraum.

Neben dem stellvertretenden Polizeipräsidenten und dem Kriminalpolizeirat saßen ein Oberstaatsanwalt und ein Hauptkommissar der Mordkommission auf dem Podium. Warum dieser große personelle Aufwand für ein Routine-delikt?, wunderte ich mich.

Der stellvertretende Polizeipräsident verlas eine kurze Erklärung. Neues zum Täter oder zum Tatmotiv hatte er allerdings nicht mitzuteilen:

„Wir werden weiter im Bereich des organisierten Drogenhandels ermitteln. Ungewöhnlich ist der Heroinfund. Bislang hatten wir es in der Rauschgiftszene fast nur mit Kokain zu tun. Sobald uns neue Erkenntnisse vorliegen, werden wir Sie informieren. Vielen Dank.“

Bevor Fragen gestellt werden konnten, waren die Herren verschwunden. Ziemlich dürre Worte für eine außerplanmäßige Pressekonferenz mit einer so hochkarätigen Besetzung. Ich spürte, dass die Beamten mehr über die zwei Morde wussten, als sie der Presse mitgeteilt hatten. Warum diese Geheimniskrämerei?

Ich wollte mehr erfahren und fuhr mit dem Paternoster drei Etagen höher. Ich hatte Glück und traf meinen Freund Gunther Borg in seinem winzigen Büro an.

Gunther und ich kannten uns vom Lehramts-Studium; beide hatten wir in Berlin Englisch und Sport studiert. Nach einigen Semestern brach er das Studium ab. Für ihn sei der



Beruf des Lehrers nicht das Richtige, „zu wenig wahres Leben“, hatte er gemeint und wurde Kriminalassistent bei der Polizei. Mir erging es ähnlich: Nach zwei ziemlich langweiligen Unterrichtsjahren war ich froh, bei einer Werbeagentur als Reklametexter anfangen zu können. Schreiben lag mir.

„Schön, dich zu sehen, Frank. Willst du wieder einen heißen Tipp von mir, worüber du berichten könntest? Keine Chance. Du weißt ja, Dienstgeheimnis.“

Ich versuchte, möglichst harmlos zu blicken.

„Ist mir klar. Ich war unten bei der Pressekonferenz und dachte, ich sage mal Hallo.“

In den vergangenen Wochen hatten wir uns öfter abends getroffen; Gunther und ich waren zurzeit solo. Unsere Besuche in den Tanzdielen im Berliner Osten hatten uns in dieser Beziehung bislang leider keinen dauerhaften Erfolg gebracht. Dennoch waren es immer nette Abende.

Wir gingen in die völlig verqualmte Kantine, holten uns vom Tresen einen Kaffee und fanden gerade noch einen freien Tisch. Gunther und ich schienen die einzigen Nichtraucher unter den Kantinenbesuchern zu sein. Der Kaffee war lauwarm und so dünn wie immer.

Wir plauderten über die Berliner Hertha, die ihren Meistertitel im Juni gegen die Münchner Löwen mit zwei Toren erfolgreich hatte verteidigen können, und verabredeten uns für den kommenden Dienstag zum Tennisspiel.

Gunther blieb nicht verborgen, dass ich etwas auf dem Herzen hatte: „Frank, mal raus mit der Sprache. Du bist doch nicht gekommen, um dich mit mir über Fußball zu unterhalten und unseren faden Kaffee zu genießen.“

Und so berichtete ich ihm von der merkwürdigen Pressekonferenz.

„Ich glaube, da steckt mehr dahinter als die Ermordung zweier Ganoven aus der Drogenszene“, sagte ich.

Gunther schwieg für ein paar Sekunden, rückte mit seinem Stuhl dicht an mich heran und begann zu flüstern:

„Was ich dir sage, ist vertraulich. In unserer Montagsrunde wurde der Fall behandelt. Die Sache mit dem Heroin stimmt; es gab diesen Drogenfund. Doch dann übergab das Rauschgiftdezernat den Fall der Abteilung IA.“

„IA? Was machen die denn?“, fragte ich.

„Die sind zuständig für politische Delikte. Die beiden Opfer waren aktive KPD-Mitglieder.“

„Heißt das, die KPD handelt mit Drogen?“

„Nein, das glaubt die Polizei nicht. Das Heroin war wohl für den Eigenbedarf bestimmt. Einer der Ermordeten war rauschgiftsüchtig, das war der Polizei bekannt.“

Gunther stand vom Tisch auf. „Das ist alles, was ich dir sagen kann.“

Nachdenklich machte ich mich auf den Weg zurück in die Redaktion. Wenig Fakten für eine große Story, aber ich durfte Ronneberg nicht enttäuschen.

Wie immer vor Redaktionsschluss ging es in unserer Zeitungsredaktion hektisch zu. Spätestens in einer Stunde musste mein Bericht fertig sein, um noch in den Satz gehen zu können. Die Druckpressen warteten nicht.

Nun war meine Fantasie gefragt. Ich versuchte, mich zu konzentrieren, und zählte eins und eins zusammen:

Erstens: Der Doppelmord war politisch motiviert. Zweitens: Der Mörder konnte dann nur aus dem Umfeld der Gegner der KPD stammen. Was, drittens, bedeuten musste, dass die Nazis direkt oder indirekt für die Tat verantwortlich waren. Vermutlich ein Racheakt. Andererseits kämen auch die Kommunisten als Auftraggeber für die Morde in Frage. Vielleicht waren die beiden Opfer Verräter.

Im Kopf formulierte ich bereits eine Überschrift für meinen Artikel:

*Neue Spur im Neuköllner Doppelmord. Die Polizei sucht jetzt in den Reihen der NSDAP und der KPD nach dem Täter.*

Niemand würde ahnen, dass mir Gunther diese Information zugesteckt hatte, und er wusste, dass er sich auf meine Verschwiegenheit verlassen könnte.

Ich vermutete, dass sich Polizei und Staatsanwaltschaft kurzfristig entschlossen hatten, auf der Pressekonferenz den politischen Hintergrund der Tat zu verschweigen. Sie befürchteten wohl zu Recht, dass sonst die Gewaltexzesse des rechts- und linksextremen Lagers weiter zunehmen würden. Blutige Auseinandersetzungen mit Toten, darunter auch Polizeiangehörige, hatte es in den letzten Monaten zur Genüge gegeben.

In nicht einmal einer halben Stunde hämmerte ich meinen Zweispalter in die Schreibmaschine.

Es war mein erster längerer Artikel, also setzte ich meinen vollen Namen darunter. Für das übliche Gegenlesen durch einen Kollegen, das uns Ronneberg zur Pflicht gemacht hatte, blieb keine Zeit mehr. In der Setzerei wartete man bereits auf mich; für die morgige Ausgabe hatte nur noch mein Beitrag gefehlt. Ronneberg würde sicher nachträglich billigen, dass ich mich über seine Anweisung hinweggesetzt hatte. „Als Reporter muss man schnell und flexibel sein“, lautete schließlich einer seiner Grundsätze.

Ich beschloss, nicht sofort nach Hause zu gehen, sondern mir in meiner Stammkneipe ein Bier zu gönnen.

„Na, Frank, du Sensationsreporter, was kann ich morgen von dir in der Zeitung lesen? Hat man wieder einer alten Oma die Handtasche geklaut?“, begrüßte mich der Wirt.

„Ich wusste gar nicht, dass du lesen kannst, Rudi.“

Wartet ab, Jungs, dachte ich. Bald werdet ihr mich nicht mehr auf den Arm nehmen können. Rudi zapfte mir ein fri-

sches Bier, ich verdrückte eine Bulette und ging dann, zufrieden mit mir und der Welt, nach Hause.

Wie immer, wenn ich mich gut fühlte, begann Traurigkeit in meine Seele zu kriechen. Ich musste dann an Paula denken – und daran, dass ich sie vor einem Jahr verlassen hatte. Obwohl wir uns gerade einmal ein Jahr gekannt hatten, fühlten wir, dass wir füreinander bestimmt waren. Paula fehlte mir, doch sie hatte mir damals keine andere Wahl gelassen.

Ich versuchte, meine Wehmut zu verdrängen, und dachte an den morgigen Tag in der Redaktion. Meine Exklusivstory würde Ronneberg sicherlich veranlassen, mir größere Aufgaben anzuvertrauen.

Dass dieser Tag, mein 30. Geburtstag, ganz anders verlaufen sollte, als ich es mir vorstellte, ahnte ich nicht.

Die Sonne schien vom strahlend blauen Himmel; es versprach ein herrlicher Tag zu werden. Ein wenig später als sonst fuhr ich mit der Straßenbahn in die Redaktion. Die Berliner Stimme hatte ich natürlich dabei.

*Neuer Rekord. Jeder dritte Arbeitnehmer ohne Job*, titelte dick und fett unser Blatt. Und gleich darunter stand mein Artikel über den Neuköllner Doppelmord. Auf der ersten Seite! Auf die Meinungen meiner Kollegen war ich sehr gespannt.

Als ich die Redaktion betrat, merkte ich, dass etwas nicht stimmte. Gut, ich hatte keine Jubelrufe erwartet, aber keinesfalls betretenes Schweigen. Hella signalisierte mir mit ernster Miene, ich solle sofort ins Büro von Ronneberg gehen. Durch die Glastür sah ich ihn hektisch auf- und abgehen. Mein Gott, war der Mann geladen! Kaum hatte ich sein Büro betreten, stürmte er auf mich zu.

Meine Hochstimmung war inzwischen einem flauen Gefühl im Magen gewichen. Die Sache war ernst, ich hatte nichts Gutes zu erwarten.

„Herr Hartung! Was haben Sie sich dabei gedacht?“

Ronneberg hatte einen hochroten Kopf, ihm schwellen die Zornesadern. Auf eine Antwort wartete er nicht, sondern brüllte auf mich ein:

„Seit acht Uhr ist hier der Teufel los. Die KPD hat mich beschimpft, und dieser verdammte Goebbels hat persönlich angerufen und wieder einmal der jüdisch-bürgerlichen Presse den Kampf angesagt. Und soeben empörte sich der Polizeipräsident am Telefon über die haltlosen Unterstellungen unserer Zeitung.“

Für eine Erklärung ließ er mir keine Zeit. Er schnappte kurz nach Luft und redete dann weiter, jetzt mit leiser, bedrohlich klingender Stimme.

„Sie behaupten, die Polizei würde zwei legale Parteien verdächtigen, an einem politischen Verbrechen beteiligt zu sein. Ihr Artikel ist reine Spekulation. Was haben Sie denn für Belege für Ihre ungeheuerliche Geschichte?“

„Ich weiß das von einem Informanten mit Verbindungen zur Polizei“, antwortete ich kleinlaut.

Mir war inzwischen klar, dass ich großen Mist gebaut hatte. In mir war gestern mal wieder der Werbetexter durchgekommen, der es mit Fakten nicht so genau nehmen musste. Irgendwelche stichhaltigen Begründungen für meine Behauptungen fehlten in meinem Artikel in der Tat. Ein verdammter Anfängerfehler.

„So, und wer ist Ihr Informant?“ Ronnebergs Stimme wurde wieder lauter.

„Kann ich Ihnen nicht sagen. Informantenschutz, kennen Sie ja“, antwortete ich kühl, wobei ich versuchte, selbstbewusst zu klingen.

„Informantenschutz? Sind Sie wahnsinnig?“ Ronneberg schien die Fassung zu verlieren. „Ich bin Ihr Chef und der Verleger der Berliner Stimme“, schrie er. „Ich trage die wirt-

schaftliche Verantwortung für diese Zeitung und für ihre Qualität.“

Und dann stellte er mich vor die Wahl:

„Entweder Sie nennen mir Fakten und Ihren Informanten oder Sie sind gefeuert.“

Das war es dann wohl. Natürlich durfte ich Gunther nicht mit hineinziehen. Es hätte für ihn die sofortige Entlassung aus dem Polizeidienst bedeuten können. Ich hoffte, dass uns niemand bei unserem Gespräch in der Kantine des Präsidiums belauscht hatte.

„Tut mir leid, Herr Ronneberg, ich kann Ihnen keine Namen nennen.“

Ronneberg wurde förmlich. „Herr Hartung, bitte verlassen Sie sofort unsere Redaktion. Die Entlassungspapiere und das Restgehalt bekommen Sie in der Personalabteilung.“

Wie in Trance ging ich zu meinem Schreibtisch und packte meine Sachen zusammen. Viel war es nicht, es passte alles in meine Aktentasche. Ich sah dann nur noch, wie mir Hella einen mitleidvollen Blick zuwarf. Ich konnte nicht sprechen, mein Hals war wie zugeschnürt. Grußlos verließ ich das Verlagsgebäude.

Ich ging zum nahen Anhalter Bahnhof und setzte mich in der kleinen Parkanlage auf eine Bank. Ich musste zur Ruhe kommen und meine Gedanken sortieren.

Sofort eine neue Stelle zu finden war so gut wie aussichtslos; arbeitslose Reporter, Werbetexter und Englischlehrer gab es wie Sand am Meer. Mit dem Arbeitslosengeld und meinem Sparguthaben würde ich sicher für ein paar Wochen über die Runden kommen. Bis dahin wäre dann hoffentlich die gegenwärtige Wirtschaftsflaute in Deutschland vorbei, redete ich mir ein. Für Panik gebe es also keinen Anlass. Zur Not könnte ich meinen Vater dabei unterstützen, sein Gästehaus an der Ostsee zu führen.

Meine Mutter hatte von meinen Großeltern ein Haus in Swinemünde geerbt. Vor ein paar Jahren ließ sich mein Vater an das dortige Gymnasium versetzen und half meiner Mutter, das Haus in eine kleine Ferienunterkunft zu verwandeln. Nichts Besonderes, aber die sechs Zimmer waren bis in den Herbst hinein immer belegt. Nach dem plötzlichen Tod meiner Mutter vor drei Jahren schien mein Vater Hilfe und ein wenig Zuwendung gut gebrauchen zu können. Seit zwei Jahren war er pensioniert. Meine Mutter vermisste er sehr.

Ich merkte plötzlich, wie wenig ich von meinem Vater wusste. Über sich selbst erzählte er kaum etwas, dafür umso mehr über das Berlin um die Jahrhundertwende. Für ihn waren das seine besten Jahre. Er war in einer Familie aufgewachsen, die mit ihrer kleinen Tuchfabrik ganz gut über die Runden gekommen war. Vom Elend eines Großteils der Bevölkerung hatte er persönlich wenig mitbekommen. Kein Wunder, dass er manchmal von der Kaiserzeit schwärmte:

„Frank, was waren das für turbulente Zeiten. Es herrschte Aufbruchsstimmung; Kultur und Technik erlebten eine Blüte. Grandhotels, Akademien, Bahnhöfe und Kaufhäuser schossen aus dem Boden. Die Devise hieß ‚Tempo, Tempo, Tempo‘. Und erst das Nachtleben – mein lieber Junge, oh la la.“

Na ja. In der Erinnerung sieht alles besser aus.

Während des Krieges hatte er am Berliner Johannes-Gutenberg-Gymnasium Mathematik und Englisch unterrichtet. Für den aktiven Militärdienst war er aufgrund seines Alters nicht mehr in Frage gekommen. Über die Kriegsjahre redete er später mit mir nur selten – als ob er die Erinnerung an diese Zeit verdrängen wollte.

Mein Vater war ein geduldiger, lebenskluger Mensch. Wann immer ich seinen Rat und seine Hilfe brauchte, war er für mich da. Nur einmal hatte ich ihn so wütend erlebt, dass ich glaubte, er würde mich schlagen. Ohne sein Wissen hatte

ich mich, mit sechzehn, freiwillig zum Waffendienst gemeldet. Mein Jahrgang wäre ohnehin wenig später eingezogen worden, doch ich wollte unbedingt dem Einberufungsbefehl zuvorkommen. Mein Vater war damals außer sich:

„Wieso hast du das getan?“, schrie er mich an. „Willst du im Sarg zurückkommen? Du bist noch ein Kind. Für wen willst du den Helden spielen? Der Krieg ist kein Spiel, Frank!“

Ich fühlte mich verletzt; er hatte mich als Kind bezeichnet. Dabei wuchsen mir schon Barthaare.

„Was weißt denn du vom Krieg, Vater? Du bist doch nie Soldat gewesen“, sagte ich patzig. Im selben Moment schämte ich mich dafür. Ich wusste, er hatte nur Angst um mich. Und ich war wirklich noch ein Kind. Was wusste ich vom Leben und von der Liebe? Nichts. Mit fünfzehn hatte ich einmal ein Mädchen geküsst. Das war alles.

Mein Vater blickte mich lange an, bevor er mir mit wieder ruhiger Stimme antwortete:

„Nein, Frank, ich war nie Soldat. Aber ich habe mit eigenen Augen gesehen, was der Krieg aus Soldaten machen kann.“ Dann verließ er das Zimmer. Was hatte mein Vater erlebt? Gab es vielleicht ein dunkles Geheimnis in seinem Leben?

Am 15. Juni 1918, acht Wochen vor meinem siebzehnten Geburtstag, meldete ich mich beim Bezirkskommando in Fehrbellin. Niemand hatte mich davon abhalten können. Meine Mutter weinte beim Abschied, und mein Vater sah mich traurig an. Ich spürte, dass das Kommende kein Spiel sein würde, sondern tödlicher Ernst. Aber es gab keinen Weg zurück.

Nach fünf Monaten war der Krieg vorbei. Ich fing mit dem Studium an und zog zu Hause aus.



Das alles lag dreizehn Jahre zurück, und es war jetzt nicht der Moment, an Vergangenes zu denken.

Was mir Kummer bereitete, war die Tatsache, dass ich Hella durch mein leichtsinniges Verhalten enttäuscht hatte. Ich hoffte, dass sie mir trotzdem weiterhin freundschaftlich verbunden bleiben würde.

Langsam ging ich nach Hause. Es war ein warmer Sommertag, und Zeit hatte ich genug.

Meine Hoffnung, dass meine Wirtin nicht an meinen Geburtstag denken würde, erwies sich leider als falsch: Frau Merz fing mich auf dem Flur ab.

„Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag, Herr Hartung! Ich wünsche Ihnen, dass Sie weiterhin viel Erfolg in Ihrem Beruf haben. Und mögen Sie gesund bleiben und lange leben!“

Sie war nicht zu stoppen:

„Hatten Sie denn einen schönen Tag, Herr Hartung?“

„Danke, Frau Merz. Ja, der Tag war sehr schön“, log ich. „Ist für mich Post gekommen?“

„Ja, hier bitte, eine Geburtstagskarte.“

Sicher hätte sie gern noch mit mir geplaudert. Frau Merz war eine liebe Person, nur rückte sie mir manchmal zu sehr auf die Pelle. Ihr Sohn war kurz nach dem Krieg an der Spanischen Grippe gestorben, und ich war für sie wie ein Ersatzsohn. Das Bemuttern hatte ich sonst ganz angenehm gefunden, aber nicht heute. Schnell verschwand ich in mein Zimmer.

Ich legte mich auf mein Bett und las die Karte. Sie war nicht von Paula, sie war von meinem Vater. Auch er wünschte mir Gesundheit und beruflichen Erfolg.

Ich spürte, dass ich dabei war, in Selbstmitleid zu versinken, doch diese Erkenntnis verbesserte meine depressive Stimmung nicht.